



Die Häßlichkeit der Frauen.

Schäze von Rudolph Müldener.

Ueber die Schönheit der Frauen und zum Lob und Preis derselben haben sich tausende von Federn stampft geschrieben...

Da drängen sich uns zunächst zwei Fragen auf: Ob es überhaupt häßliche Frauen? Und welche Frauen sind häßlich?

Gewiß gibt es häßliche Frauen, es sind diejenigen, welche wir häßlich finden.

Das ist freilich nur eine rein subjektive Häßlichkeit, denn nichts hindert, daß ein Anderer in einer Frau, die wir häßlich finden, ein Ideal der Schönheit erblicke.

Allen gibt es außer dieser subjektiven Häßlichkeit nicht auch noch eine objektive?

Streng genommen, nein, wenigstens nicht, wenn wir von offenbaren Mißgeburten, oder von delfelbsten Krankheiten absehen.

Man kann also nur sehr bedingungsweise von einer objektiven Häßlichkeit reden, nur insoweit, als man dabei eine bestimmte Nationalität und innerhalb derselben bestimmte Gesellschaftsklassen im Auge hat...

Die Begriffe von weiblicher Schönheit, resp. Häßlichkeit sind bei einem Deutschen effektiv andere als bei einem Japaner oder Papua...

Wir sprechen von Gesellschaftsklassen, die annähernd gleiche Ansichten von Schönheit und Häßlichkeit, eine annähernd gleiche Gesichtsrichtung in sich ausgebildet haben...

Im Allgemeinen kann man als eine freilich mannigfachen Ausnahmen unterworfenen Regel hinstellen, daß wir Männer bei den Frauen diejenigen physischen Eigenschaften am höchsten schätzen, welche uns fehlen.

Vielleicht ist es in Bezug auf die moralischen Eigenschaften ebenio: Männer, die eine vorzugsweise praktischen Thätigkeit hingeehen sind, erste, gewissermaßen trodne Geschäftsmänner fühlen sich häufig zu jenen Frauen hingezogen, welche, gleich Schachspielern, Sängern, zc., durch ihren Beruf, oder durch ihre Charaktereigenschaften vorzugsweise in besterren Regionen sich zu bewegen pflegen...

Sie körperliche Schönheit unlingbar eine beneidenswerthe Gabe der Natur, so ist der Mangel derselben zwar unangenehm, aber, die Häßlichkeit müßte denn in einer unferen Umgebung geradezu von uns fsehendenen Disformität bestehen, doch keineswegs als ein Unglück zu bezeichnen.

Volleendet, streng regelmäßige Schönheiten sind überhaupt selten und haben zudem das Unglück, uns kalt zu lassen. Man bewundert sie, aber man liebt sie nicht, denn es fehlt diesen Schönheiten, die zudem sehr gut wissen, daß sie schön sind, meist an Leben, an Beweglichkeit.

der monotonen Regelmäßigkeit ihrer Bewegungen gleichen sie den Schwänen auf einem See. Unter Auge folgt ihnen, sieht sie in ihrer majestätischen Ruhe auf dem Spiegel des Wassers ihre Kerle ziehen, aber nach fünf Minuten wenden wir unsere Aufmerksamkeit lieber den Gänfen und Enten zu.

Zabellos schöne Frauen gewinnen unsere Bewunderung, aber nicht unsere Liebe. Wenn man die Wahl hätte, würde man meist ihr Vortritt ihrer Person vorziehen.

Ueberhaupt erzeugt die Bewunderung selten Liebe. Was wir bewundern, stellen wir über uns, rücken es damit selbst in eine für uns unabhare Ferne, während Das, was wir lieben sollen, uns nahe ziehen, uns erreichbar sein, mit uns denken, fühlen, empfinden soll.

Glänzende Eigenschaften mögen unsere Bewunderung erregen, aber Liebe entzündet sie nicht. Wie viele Frauen werden nicht bloß trotz, sondern wegen ihrer Fehler geliebt und zwar gilt dieser Satz insofern in Bezug auf physische, wie auf moralische Eigenschaften.

Wie oft sind es nicht die Launenhaftigkeit, die Bizarrität der Frauen — also Eigenschaften, welche der Moralität verdammt — welche uns fesseln.

Diese Bemerkung genügt, um uns in der Mutter der Frau von Stael das Bild einer unerträglichem Pedantin, eine jener Persönlichkeiten vor das Auge zu führen, die durch nichts aus der machinmäßigen Regelmäßigkeit ihrer Thätigkeit, durch nichts aus dem Gleichgewicht zu bringen sind.

Wenn wir uns die Bilder der Frauen vergegenwärtigen, deren Namen die Geschichte uns aufbewahrt hat wegen der Jüncigung, welche sie eingestiftet, der Gluth, der Stärke der Leidenchaften, welche sie entzündet, so finden wir, daß dieselben keineswegs immer Schönheiten ersten Ranges waren.

Wenn also Häßlichkeit, oder besser Mangel an Schönheit — von Ueberechtheit und Disformität sehen wir ein für allemal ab — an und für sich kein Unglück ist, da der Mangel an Schönheit durch andere von der Körperbildung unabhängige Eigenschaften hundertfältig aufgehoben resp. in Vergessenheit gebracht werden kann, so ist doch nicht zu leugnen, daß dieselbe auf den Geist und Charakter der Frauen im Allgemeinen und im Besonderen derjenigen, welche vorzugsweise in der Gesellschaft leben, also hauptsächlich im Salon das Feld ihrer Wirksamkeit und das Terrain erblicken, auf welchem sie sich Geltung verschaffen wollen, einen sehr bedeutenden Einfluß ausübt, den wir mit einigen Worten zu beleuchten haben.

Dabei drängt sich uns dann zunächst die Beobachtung auf, daß fast alle häßlichen Frauen Geist besitzen. Und dies ist natürlich, obgleich zwischen Geist und Mangel an Schönheit keineswegs ein notwendiger Zusammenhang existirt, wonach der letztere den ersteren zur Voraussetzung hätte. Nein, aber wie Jedermann, so fordert auch die Frau eine gewisse Geltung innerhalb des Kreises, in welchem sie sich bewegt, beanprucht, da es nun einmal die Bestimmung des Weibes ist, einem Mann als Gattin zu folgen, ein Mädchen aber gleichwohl diese Bestimmung nicht erfüllen kann, wenn kein Mann sie bemerkt und sie zur Gattin wählt, namentlich nicht bloß Geltung gegenüber ihrem eignen Geschlecht, sondern auch eine gewisse Geltung gegenüber der Männerwelt.

Wie aber soll man zur Geltung kommen, wenn Niemand uns bemerkt? Während die Schönheit der Aufmerksamkeit sicher ist, sobald sie sich zeigt, bleibt die Häßliche, oder besser, unehöne Frau häufig unbemerkt. Dieses Uebersehen, welches sie mit Unrecht nicht selten als eine absichtliche Kränkung empfindet, reizt und tadelt die Eigenliebe der Häßlichen, schärft ihre Beobachtungsgabe, schärft ihren Blick für die Schwächen und Mängel der Personen ihrer Umgebung, weckt mit einem Wort ihren Geist, aber auch ihre Malice, und treibt sie an, durch ihren Geist die Aufmerksamkeit gewaltsam zu erobern, die man ihr bisher verweigert hat.

Das Streben, Aufmerksamkeit zu erregen und sich gewaltsam Geltung zu verschaffen, welches wir als eine Eigenheit unehöner Frauen bezeichnen, verleidet dieselben, so geistvoll sie sonst sein mögen häufig zu einer Gesichtslosigkeit im Punkt der Toilette. Wir sprechen hier von jener Vorliebe für schreiende Farben, die unehöner Frauen meist eigen ist. Stellt irgend ein Modeschänder einen bizarren, schreiend aufgesetzten Hut, einen Stoff mit möglichst grellen Farben, oder möglichst gefirnacktem Muster, einen Schal aus, der aussieht, als sei er bestimmt, einer Subanerherde als Standarte zu dienen, so kann man ziemlich sicher sein, diese Dinge bald darauf an dem Kopfe oder auf den Schultern einer mit Schönheit nicht überreich ausgestatteten Dame zu sehen. Begegnet man aber einer Dame, welche es verschmäht, ihren Mangel an

innerhalb ihres Umgangskreises, sondern selbst, namentlich wenn die ihrem Geist beigemischte Dosis Malice ziemlich stark ist, zu einem Gegenstand der Furcht zu machen, Dann einer Zunge, die an Schärfe einem Blauraisse nicht nachsteht.

Eine schöne Frau, die weiß, daß ihre bloße Erscheinung genügt, die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken, glaubt dagegen häufig des Geistes entbehren zu können, betrachtet ihn als etwas Ueberflüssiges, und gibt sich wenigstens keine Mühe ihn zu zeigen. Daher das Sprichwort: Was schön ist, das ist dumm. Ein Sprichwort, welches wie alle Sprichwörter, den Nagel hundertmal auf den Kopf trifft, uns dann aber auch ebenio oft wieder im Stiche läßt.

Als ich jung war, jagte mir einst eine Dame, die freilich weder mehr auf Jugend noch auf Schönheit Ansprüche machen konnte, war ich ziemlich hübsch und ziemlich — einfüßig. Aber mit meinem achtzehnten Jahre bestam ich die Blattern, die mich fürdtbar entstellten, und in demselben Maße, in welchem ich mich gegen die Spott, oder die Zurücksetzung zu wehrtheigen hatte, welche meine äußere Erscheinung mit zuzog, in demselben Maße gewann ich an Geist.

Jetzt freilich konnte man der Dame Einfalt nicht mehr zum Vorwurf machen: — ihre Zunge glich einem zweischneidigen Schwert.

Verhört ist z. B. der Geist der Budeligen, berührt seit den Tagen Neopos, doch ist es nicht gerade nöthig, budelig zu sein, um Geist zu besitzen.

Uebrigens ist eine Budigkeit nicht notwendig häßlich; im Gegentheil, sie kann, wenn nicht schön, doch wenigstens hübsch sein. Es gibt sehr hübsche Gefächter auf ungleichen Schultern, und diese Gefächter haben dann etwas unendlich Anziehendes, ja Ansehendes, sie gleichen einem unvollendeten oder durch irgend einen Zufall beschädigten Meisterwerke und sind tausendmal ansehender als fertige Werke, die glatt in allen ihren Theilen sind.

Ich erkläre gewisse Eigenschaften häßlicher Frauen aus dem Bestreben, gewaltsam den Mann gesellschaftlicher Nichtbeachtung zu durchbrechen, in dem ein wenig anprechendes Aussehen sie gefangen hält. Viele Frauen wissen sehr gut, daß die Totalität ihrer Erscheinung aus das Epitheton Schön! keinen Anspruch hat, aber sie besitzen irgend eine vereinzelte Schönheit, irgend einen Theil ihres Körpers, von dem sie wissen, daß selbst ein strenger Kritiker demselben das Prädikat der Schönheit nicht streitig machen wird. Dann sind sie natürlich unermüdlich, diese Partie ihres Körpers zur Schau zu stellen, falls sie sich irgend zeigen läßt. Daher, die wissen, daß sie schöne Schultern haben, frieren niemals, selbst wenn das Thermometer zwölf Grad unter Null, und haben keinen Begriff davon, daß es anschließende Kleider gibt.

Frauen mit schönen Armen respektiren die Tyrannei der Mode nur insoweit, als sie ihnen erlaubt, ihre Arme zu zeigen, und das erste Geschäft einer Dame mit hübsigen Händen ist, in Gesellschaft ihre Handfläche auszusuchen und mit ihren Fingern wie mit den Wältern ihres Färsers zu manövreren.

Diese meist mit Ringen geschmückten Hände tanzen immer vor unseren Augen wie die Augen eines Tischspielers, so daß man sie und ihre Schönheit notwendig bemerken muß, wenn man anders nicht die Augen schließen will.

Ich kenne eine Dame von zweifelsloser Schönheit, die aber einen reizenden Fuß besaß. Natürlich unterließ sie nicht, denselben zur Schau zu stellen, daß man ihn bemerklich machte, und hätte man darüber hungegestolpert sollen. Zu einer Gesellschaft brachte sie, unter dem Vorwand, ihre Füßchen zu wärmen, in Wirklichkeit aber nur, um sie zu zeigen, dieselben dem Kammerfräule so nahe, daß sie dieselben verbrannte. Gleichwohl behauptete sie, daß diese kleinen Füße kalt wie zwei Eiszapfen seien.

Ich kannte eine nicht schöne, aber gute und ganz reizende Frau, die keine Haare mehr besaß, früher aber sehr schöne gehabt hatte. Sie hatte alle die Haare, die ihr ausgegangen, gesammelt und sich eine Perrücke daraus machen lassen und war nun über dieselbe fast ebenio glücklich und auf dieselbe ebenio stolz, als sie vielleicht auf ihren Haarschmuck gewesen, zur Zeit, als derselbe noch auf ihrem Scheitel sproßte. Das sind meine Haare! sagte sie, mit einem glücklichen Lächeln auf ihre Perrücke deutend.

Das Streben, Aufmerksamkeit zu erregen und sich gewaltsam Geltung zu verschaffen, welches wir als eine Eigenheit unehöner Frauen bezeichnen, verleidet dieselben, so geistvoll sie sonst sein mögen häufig zu einer Gesichtslosigkeit im Punkt der Toilette. Wir sprechen hier von jener Vorliebe für schreiende Farben, die unehöner Frauen meist eigen ist. Stellt irgend ein Modeschänder einen bizarren, schreiend aufgesetzten Hut, einen Stoff mit möglichst grellen Farben, oder möglichst gefirnacktem Muster, einen Schal aus, der aussieht, als sei er bestimmt, einer Subanerherde als Standarte zu dienen, so kann man ziemlich sicher sein, diese Dinge bald darauf an dem Kopfe oder auf den Schultern einer mit Schönheit nicht überreich ausgestatteten Dame zu sehen. Begegnet man aber einer Dame, welche es verschmäht, ihren Mangel an

